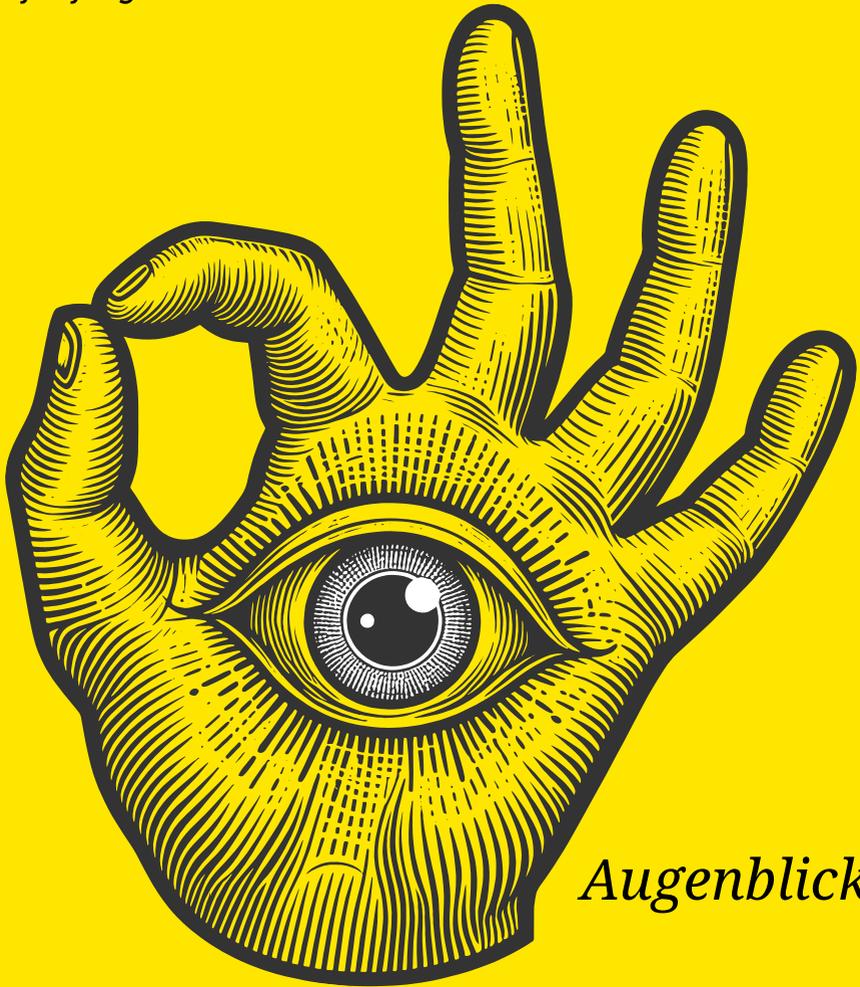


# TEXTE

*Preis für junge Literatur*



*Augenblicke*

Beiträge junger Autorinnen und Autoren  
zu Grenzen, Gewalt und Integration

Herausgegeben von Christoph Braendle



# TEXTE

*Preis für junge Literatur*



## *Augenblicke*

Beiträge junger Autorinnen und Autoren  
zu Grenzen, Gewalt und Integration

*Herausgegeben von Christoph Braendle*

## Die Autorinnen → und Autoren

## Inhaltsverzeichnis

|  |    |
|--|----|
| <i>Vorwort</i> CHRISTOPH BRAENDLE                  | 6  |
| <i>Neuland</i> JULIA LÜCKL                         | 9  |
| <i>My Hijab – My Choice</i> DILARA KALE            | 12 |
| <i>Stell dir vor, wir sterben jetzt</i> INAS HAMAD | 16 |
| <i>Wurzeln so groß, Wurzeln so tief</i> ANNA BAUER | 22 |
| <i>Wo sucht Teddy um Asyl an</i> PENELOPE DURAN    | 29 |
| <i>Patrone</i> PATRICK GREEN                       | 32 |
| <i>Bäckers Tochter</i> SUSANNE POGACAR             | 43 |
| <i>Rosa Wunder gibt es nicht</i> ANTONIA HOTTER    | 45 |
| <i>Perpetuitas finita</i> URSULA ZAISER            | 48 |
| <i>Porzellanpuppe</i> ASAL RAHMANY                 | 52 |
| <i>How to make Zukunftszauber</i> NINA KRAMMER     | 54 |

### IMPRESSUM

#### *Augenblicke*

Beiträge junger Autorinnen und Autoren  
zu Grenzen, Gewalt und Integration.

Herausgegeben von Christoph Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / [www.buerozwo.at](http://www.buerozwo.at)

Mit Unterstützung von:

**ZukunftsFonds**  
der Republik Österreich

Österreichische  
Nationalbibliothek  
Literaturmuseum

## **Vorwort**

Der Verein Literarische Bühnen Wien hat sich unter anderem das pädagogische Ziel gesetzt, Jugendliche anzuregen, einen Beitrag zur interkulturellen Verständigung und Toleranz zu leisten. Er möchte Jugendliche veranlassen, aus ihren Erlebnissen Schlüsse für die Zukunft zu ziehen und sich mit Möglichkeiten und Modellen einer friedlichen, demokratischen und humanistischen Koexistenz auseinander zu setzen.

Jedes Jahr erreichen die Literarischen Bühnen Wien, die sowohl den Literaturpreis „Texte. Preis für junge Literatur“ als auch das Mentoringprojekt „Texte. Werkstatt“ seit mehreren Jahren regelmäßig ausrichten, 500 bis 800 Texte von Jugendlichen im Alter von 14 bis 19 Jahren. Dabei haben wir festgestellt, dass sich die Gedanken der jungen Menschen sehr häufig mit Achtung der Menschenrechte, gegenseitiger Toleranz, Eingliederung, friedvollem Miteinander und interkultureller Verständigung befassen. Einreichungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund beschäftigen sich auch immer wieder mit erlebter Bedrohung durch totalitäre Systeme und Gewaltherrschaft. Wir möchten uns diesen Texten hiermit ganz besonders widmen und diese herausgreifen um die Bedeutung dieser Gedankenwelt der Jugendlichen aufzuzeigen. Damit möchten wir auch andere Jugendliche durch einen nicht-hierarchischen Zugang für diese Themen sensibilisieren.

Einige dieser Texte wurden am 6. November 2024 im Literaturmuseum Wien von den Burgtheaterstars Zeynep Buyraç und Markus Meyer präsentiert. Frau Dr. Rachinger, Direktorin der Österreichischen Nationalbibliothek, eröffnete den Abend. Die Lesung wurde auf unserem YouTube Kanal [Texte.wien](#) veröffentlicht. Die Texte stehen auf unserer Website als Download zur Verfügung.

Ich bedanke mich bei Margit Riepl für Idee und Organisation, bei den jungen Autorinnen, den beteiligten Kunstschaffenden, bei Roman Picha für die Erstellung der Fotos und des Videos. Weiters danken wir dem Zukunftsfonds Österreich und dem Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek mit deren Unterstützung dieses Projekt erst möglich wurde.

**CHRISTOPH BRAENDLE**  
SCHRIFTSTELLER

# *Neuland*

JULIA LÜCKL

Ich bin hier jetzt alleine. Die anderen sind schon weg. Weggegangen. Aber er nicht. Ich auch nicht. Ich schaue zu ihm hinüber. Er sitzt dort. Er wartet. Ich auch.

Wir haben nicht miteinander gesprochen. Auch wenn ich ihn gerne gefragt hätte, wo sie ist. Die Grenze. Aber er sitzt dort auf seiner Seite und ich sitze hier auf meiner. Und die Grenze ist auch irgendwo hier. Irgendwo zwischen uns.

Er wartet immerzu auf seiner Seite. Anfangs noch mit seinem Gewehr in der Hand, jetzt ohne. Jetzt steht er einfach nur dort. Ich nicht. Ich stehe auf meiner Seite. Mit meinem Gewehr. Sonst ist da nicht viel, nur ich und er. Irgendwann hat er begonnen, näher zu kommen. Immer näher. Ich habe mich gefragt, wo die Grenze wirklich ist. Wie weit er noch gehen kann, bis er nicht mehr auf seiner, sondern schon auf meiner Seite ist. Aber wenn er näher kommt, kommt sie auch näher. Bis er stehen bleibt. Dann bleibt sie auch stehen. Er steht dann direkt hinter ihr. Er sieht mich an. Ich schaue weg.

Ich habe vergessen, wie es war, als wir noch keine Seiten hatten. Aber das macht nichts. Jetzt habe ich meine und er hat seine. Manchmal glaube ich, dass das nicht gerecht ist. Dann schaue ich hinüber und merke, dass seine Seite größer ist. Dass seine Seite eigentlich meine sein sollte. Nein, sage ich mir dann. Deine ist größer. Und auch wenn sie es nicht wäre, schöner ist sie auf jeden Fall. Dann will ich aufstehen und hinübergehen. Will mir seine Seite ansehen und sehen, dass meine größer ist. Aber ich traue mich dann doch nicht.

Ich denke viel. Ich frage mich, ob die Grenze immer da sein wird. Ich weiß nicht, ob wir merken, wenn sie es nicht mehr ist. Ob man es uns sagen wird. Dass der, der dort auf der anderen Seite sitzt, wieder auf

der gleichen Seite sitzt. Nicht mehr auf der anderen. Manchmal will ich dann aufstehen, einfach weggehen. Nicht mehr dort warten, sondern alles sein lassen und eben einfach gehen. Ich überlege dann, was aus meiner Seite wird, wenn ich gehe. Nicht mehr da bin. Was aus seiner Seite wird. Wir reden nicht darüber. Wir reden nie. Er steht dort. Ich denke viel.

Einmal ist er sie entlangspaziert. Ich weiß nicht, woher er wusste, wo sie ist. Aber er ist immer wieder hin und her gelaufen. Dabei immer näher gekommen. Ich habe das Gewehr genommen. Auf ihn gerichtet. Ich wollte schießen. Wirklich. Noch einen Schritt. Einen Schritt, dann ist er sicher auf meiner. Und dann – Peng. Aber da ist er stehen geblieben. Und er hat sich zu mir gedreht. Einen Schritt, habe ich gedacht, und dann Peng. Aber ich habe nicht geschossen. Wenn ich geschossen hätte, wäre ich dort alleine geblieben. Alleine auf meiner Seite. Was wäre dann mit der anderen Seite passiert?

Er war dann weg. Ist nicht mehr dort gesessen.

Ich habe gewartet. Er ist nicht gekommen. Ich bin nach vorne gegangen. Nicht weit. Ich habe nach der Grenze geschaut. Sie nicht gesehen. Aber sie war noch da. Es war ja noch seine Seite da.

Ich schlafe schlecht, seit er weg ist. Ich liege nur mehr wach da und denke an ihn, denke an seine Seite. Ich weiß nicht, was ich tun soll, will hinübergehen, meine Seite von drüben sehen, aber dann doch wieder nicht. Dann dreht sich alles in meinem Kopf und ich sage mir, dass er noch da ist, dass er noch dort drüben ist und dass das seine Seite ist und hier meine. Und dann will ich aufstehen und ihn suchen und finden und seine Seite wiederhaben, weil ohne seine Seite gibt es meine nicht. Dann gibt es auch die Grenze nicht und dann gibt es gar nichts mehr, nur weil er nicht da ist und das geht nicht. Sie ist noch da, versprochen, und er auch und mir ist schwindelig, einfach schwindelig, aber die Grenze ist noch da, sie muss es noch sein. Ich sehe ihn dann

wieder, wie er dasteht und ich denke – Peng, aber ich schieße nicht, weil er nicht da ist, ich nur an ihn denke, aber – Peng – es dreht sich nicht mehr.

Ich schlafe dann wieder ein.

Einmal bin ich aufgestanden. Das Gewehr habe ich liegen lassen und ich bin einfach losgelaufen. Ich habe nicht viel gedacht, so wie sonst, weil sonst dreht es sich wieder und weiter und das will ich nicht, wirklich nicht. Also bin ich los. Losgelaufen, ganz schnell, zu ihr. Es war dunkel und ich wusste, hier ist sie, ganz nah und ich bin gelaufen, blind, einfach los, aber ich habe sie nicht gesehen. Ich habe mir gesagt, dass sie da ist und dass ich weiß, wo sie ist, dass ich es sicher weiß und ich bin gelaufen. Einfach geradeaus. Du wirst es spüren, habe ich mir gesagt. Die andere Seite fühlt sich anders an. Jetzt, habe ich mir gedacht. Bei jedem Schritt. Jetzt. Aber ich bin nicht stehen geblieben.

Irgendwann habe ich mich umgedreht. Gesehen habe ich nichts. Zu dunkel. Ich habe mich dort hingestellt. Gewartet. Da war nur noch diese eine Seite und ich wusste nicht mehr, wo meine anfing. Wo seine aufhörte. Aber sie musste noch da sein, die Grenze. Sie war ja immer da.

Ich bin dort sitzen geblieben. Er ist nicht gekommen. Er kommt nicht mehr. Ich habe hinübergeschaut. Versucht, die Grenze noch irgendwo zu entdecken. Gefunden habe ich nichts. Gesucht auch nicht richtig. Nur dagesessen. Bis ich irgendwann aufgestanden bin und weitergegangen. Ich weiß nicht wohin, irgendwohin, immer geradeaus. Irgendwann kommt dann die nächste, ganz bestimmt.

## *My Hijab – My Choice*

DILARA KALE

Meine Mutter arbeitet an einer Tankstelle. Als wir für ein paar Monate kein Auto hatten, musste sie immer gegen neun Uhr abends eine Stunde mit den Öffis nach Hause fahren. Manchmal wollte ich ihr eine Freude machen und holte sie an ihrer Arbeitsstelle ab. Ihr Chef starrte mich immer an, als hätte er ein Wildtier gesehen. Selbstverständlich wegen meines Kopftuches. Meine Mutter trägt keines. Eines Tages fragte er mich, wie alt ich sei. Als ich ihm antwortete, sagte er, dass ich „eh zu jung sei“. Er meinte damit, dass ich das Kopftuch sowieso ablegen werde, sobald ich älter bin. Ich fühlte weder Wut noch Hass, ich dachte einfach nur, dass er keine Ahnung hätte.

Der 18. April 2021 war mein erster Tag. An diesem Tag machte ich den ersten Schritt in die „neue Welt“. Als ich das Kopftuch aufsetzte, fragte ich meine Eltern nicht nach Erlaubnis. Ich tat es einfach. Ich habe viele Mädchen gesehen, die nicht das taten, was sie wollten, weil ihre Eltern es nicht erlaubten. Ich sage mir: „Mach es einfach.“ Du hast keine Möglichkeit das Kopftuch zu tragen? Dann versuch dich lockerer oder breiter zu kleiden. Es gibt immer einen Weg, das zu machen, was du willst.

Meine Reise hatte keinen guten Start. Ein paar Stunden nachdem ich den Hijab aufsetzte, machte ich die erste schlechte Erfahrung. Und nein, es kam nicht von einer fremden Person, sondern aus meiner Familie. Mein Onkel, eine sehr scherzhafte Person, hat sich über mich lustig gemacht und er tut es bis heute. Lachend sagte er damals, dass ich wie eine Araberin aussähe. „Nationalität hat doch keine Rolle in der Religion.“, dachte ich mir. Wieso musste ich mir sowas anhören? Es ist doch die Pflicht jeder Muslima, den Hijab zu tragen. Aber in unserer Familie war es ungewöhnlich. Meine Oma und die alten trugen es. Aber mit zwölf Jahren war ich die jüngste, die ihn jemals aufgesetzt

hat. Deshalb bekam ich andauernd Kommentare, dass es nur eine Phase sei, und ich ihn nach ein paar Monaten wieder ablegen werde. Ich fühlte mich nicht ernst genommen.

Es war ein halbes Jahr vergangen und ich habe mich immer breiter und lockerer angezogen, weil ich mich so wohler fühlte. Ich trug keine Hosen und keine figurbetonen Kleider mehr. Meine Mutter konnte das nicht nachvollziehen. Sie war mit der Meinung anderer beschäftigt, aber die sollte ihr egal sein. Man kann es nie allen recht machen. „Zieh doch wenigstens lockere Hosen an.“, meinte sie damals.

An den Tagen, an denen ich den Hijab trug, schämte ich mich, an meinen Eltern vorbeizugehen. Vielleicht hatte ich Angst davor, dass sie mir etwas sagen würden, was mir nicht gefallen wird? Irgendwann hatte ich jedoch keine Lust mehr, mich vor ihnen zu verstecken, nur weil ich rausging. Ab dem Zeitpunkt war es mir egal, was sie über mich dachten. Letztendlich habe ich das getan, was ICH wollte.

Nachdem ich begonnen hatte, mich lockerer zu kleiden, brachte ich mir auch selbst bei zu beten. Nicht alles im Leben ist so, wie man es wünscht. Ich hätte es lieber gehabt, wenn meine Eltern es mir beigebracht hätten. Ich habe mir den Islam also selbst beigebracht. Durch TikToks und Youtube-Videos bin ich aufmerksam geworden und habe Quellen gegengecheckt. Trotzdem bin ich meiner Mutter sehr dankbar, weil sie mir alles ermöglicht hat und mich auf meinem Weg unterstützt.

All das ist vor ungefähr zwei Jahren passiert. In dieser Zeit hatte ich auch große Sorgen um meine Zukunft. Hauptsächlich ging es um Jobs. Ich habe viele solcher Sorgen. Was, wenn ich keine Arbeitsstelle finde? Werden sie mich überhaupt anstellen? Und so weiter. Mittlerweile denke ich nicht mehr daran.

„Tawakkul“ = „Vertrauen in Allah“

Wir glauben daran, dass unser Leben schon vor unserer Geburt vorbestimmt wurde und so oder so wird das passieren, was bestimmt ist. Wenn man im Leben immer nur an das Schlechte denkt, negative Sachen sagt, so wie: „Das werde ich nicht schaffen“, „Das wird passieren“ oder „Ich kann das nicht“. Glaub mir, es wird passieren. Man sollte immer an das Beste denken. Positiv zu denken, schadet einem meist nicht, aber Negatives zu denken und zu sprechen schadet.

Ich gebe zu, früher war ich auch sehr negativ. Ich konnte nicht mehr aufhören, mir Sorgen zu machen, 24/7 an das Schlechteste zu denken. Dann habe ich gelernt, die Probleme fließen zu lassen. Was kommt, kann man nicht vorhersehen oder ändern. Und was man nicht ändern kann, muss man ertragen.

Meine Eltern sind zwar Muslime, aber sie leben wie Nicht-Muslime. Ich kann auch nichts dazu sagen. Im Endeffekt ist es ihre Entscheidung. Worauf ich hinaus will, ist, dass sie mich nicht immer verstehen.

Es wird Tage geben, wo du dich hässlich finden wirst, auch wenn es gar nicht stimmt. Es wird Tage geben, wo du daran zweifeln wirst, ob du es schaffen kannst. Aber denke immer daran, dass du es für keinen außer deinen Schöpfer machst. Du musst dich nicht hautbetonter oder freizügiger kleiden, um anderen zu gefallen. Du bist schön wie du bist. Das ist meine Lebenseinstellung, das ist mein Glaube.

Abgesehen davon wirst du viele Schritte, zu einem schönen Charakter machen. Dein Kopftuch hilft dir dabei, dich zurückzuhalten schlechte Dinge zu machen, was im Endeffekt eine frei denkende Persönlichkeit schafft. Viele sagen zu mir, dass die Frauen im Iran unterdrückt werden, dass ich es ablegen soll. Aber ich bin keine Frau aus dem Iran. Ich kämpfe einen anderen Kampf. Ich will selbst entscheiden.

Was man nicht übersehen darf, sind die klassischen Rassisten. Sie führen oft zur Identitätskrise mit ihren Einstellungen. Egal ob du hier geboren und aufgewachsen bist, ob deine Familie seit mehreren Generatio-

nen hier lebt, oder wie gut du Deutsch kannst. Sobald du keine blonden Haare und blaue Augen hast, wirst du von den Rassisten wie ein Stück Scheiße behandelt. Du musst dich immer rechtfertigen, dass du Deutsch kannst, dass du nicht einer Sekte angehörst. Das sind nicht nur Schimpfwörter auch Blicke durchbohren einen heftig. Mein Hijab ist der Grund für ihre Aggression und mein Schutzschild gegen ihren Hohn.

Wir hatten damals viele Probleme in der Familie, über die ich heute nicht schreiben werde. Durch diese Probleme hat meine Mutter arbeiten müssen. Sie musste vieles durchmachen, wo ich mich jetzt frage, wie sie das mental durchgehalten hat. Diese Probleme haben auch teilweise meine Brüder und mich beeinflusst. Meine Mama musste sozusagen die Rolle meines Vaters übernehmen, weil er nicht bei uns sein durfte und konnte. Wir haben in dieser Zeit unsere Wut an ihr ausgelassen. Wie gesagt, wir waren noch klein. Sie war und ist, trotz allem, so stark geblieben. Als ich langsam immer mehr wie eine Erwachsene denken und reden konnte, sind wir beste Freundinnen geworden. Wenn sie sich Kleidung kaufen will, fragt sie immer als erstes mich: „Soll ich das kaufen? Steht mir das?“ Meistens sind das enge Oberteile, Hosen oder Kleider. Das Ding ist, ich habe sie nie gefragt, wann oder ob sie überhaupt Kopftuch tragen wird.

*Her Hair, Her Choice.*

*My Hijab. My Choice.*

## „Stell dir vor, wir sterben jetzt“

INAS HAMAD

Hallo, ich bin Inas und ich bin 15 Jahre alt. Ich bin 2015 von Syrien nach Wien geflüchtet. Das war die schlimmste Zeit meines Lebens. So viel Angst hatte ich davor noch nie. Einen ganzen Monat durch mehrere Länder zu flüchten und sich vor der Polizei zu verstecken, um nicht erschossen zu werden, fühlte sich an wie ein Albtraum. Mit fünf Jahren so etwas zu erleben und mit fünfzehn darüber zu reden, ohne ängstlich oder traurig zu wirken, wundert und schockiert viele Menschen. Viele wollen nicht, dass ich darüber spreche, weil sie Angst haben, dass es zu viel für mich ist. Aber ich habe schon bewiesen, wie stark und mutig ich bin und ich erzähle hier meine Geschichte.

Der Mittelpunkt meines Lebens war meine Familie, allen voran meine Eltern. Auf meine Mutter bin ich besonders stolz. Sie ist mit acht Kindern, meinen Brüdern und Schwestern, geflüchtet und hat alles im Auge behalten, obwohl sicher hundert andere Menschen rund um uns waren. Meine Mutter ist die stärkste Frau, die ich je gesehen habe. Was es bedeutet, mit mehreren Babys so lange auf dem Weg zu sein, verstehe ich jetzt mehr als damals. Ihre Kraft ist für mich das größte Vorbild.

Angefangen hat meine Geschichte, als mein Vater meine Mutter angerufen hat: „Ihr müsst los, damit euch nichts passiert.“ Es war damals Krieg, warum und wozu weiß ich nicht und glaube nicht, dass das irgendwer damals verstanden hat. Meine Mutter hat Bekannte angerufen, die sind später bei uns angekommen, um auf das Haus aufzupassen. Wir aber haben begonnen, unsere Sachen zu packen. Unsere Mutter hat uns gesagt, wenn jemand fragt, dann dürfen wir nicht erzählen, wo wir hingehen. Wir sollten einfach sagen, wir wissen es nicht, oder irgendeinen Ort sagen. Mama, die es uns unser Leben lang anders beigebracht hatte, wollte, dass wir jetzt lügen. Wir quetschten uns in ein Auto, viel zu klein für so viele Leute, und fuhren

einen halben Tag. Die Gegend war hügelig. Als wir bergab fuhren, kam das überfüllte Auto nicht um die Kurve und überschlug sich. War's das jetzt? Wir wussten nicht, was wir machen sollen, ob jetzt etwas passiert, oder ob wir weiterkönnen. Die Männer, die dabei waren, haben versucht, das Auto wieder umzudrehen.

Danach war wieder alles okay, wir konnten weiterfahren und wir haben gehofft, dass nichts mehr kommt, was uns Angst macht. Doch dann haben wir von Weitem gesehen, dass es eine IS-Kontrolle geben wird. Ich erinnere mich nur an große Waffen. Viele große Waffen. Meine Mutter und meine Cousinen mussten sich schwarz anziehen und waren komplett bedeckt, was ich erst viel später verstanden habe. Die Männer vom IS haben uns mit richtig lauten Stimmen Fragen gestellt, zum Beispiel: Wohin geht ihr? Da mussten wir schon wieder lügen! Sie wollten mit meinem Cousin, der auch im Auto war, alleine reden. Wir haben uns alle Sorgen um ihn gemacht, weil wir dachten, die machen jetzt irgendwas oder er darf nicht mehr weiter mitfahren. Sie haben ihn angeschrien. Ich weiß nicht ganz, wieso. Als sie mit ihm alleine geredet haben, wollten sie wahrscheinlich testen, ob wir wirklich das machen, was wir gesagt haben. Deswegen haben wir uns davor auch ausgemacht, was wir sagen. Okay, haben sie gesagt, ihr dürft weiterfahren. Ich glaube, es sind ein bis zwei Tage vergangen bei der Fahrt mit dem Auto. Die Erinnerung ist verblasst, aber das Gefühl werde ich nicht vergessen. Danach sind wir bei einem Mann angekommen, der uns alles erklärt hat, wie es weitergehen wird. Er hat uns Schwimmwesten gegeben und uns gesagt, dass wir aufpassen sollen, was wir sagen und wie wir uns bewegen, dass uns keiner sieht. Auch wenn uns normale Leute fragen, sollten wir lügen und nicht sagen, dass wir nach Wien wollen. Am nächsten Tag ist er mit uns zum Ufer des Meeres gegangen, ich wusste bis dahin nicht einmal, dass so etwas existiert, und hat uns beim Einsteigen in das Boot geholfen, das uns über das Meer bringen würde. „Bitte passt auf euch auf. Ich wünsche euch viel Glück.“ Das hat er zum Abschied gesagt.

Am Meer kannte ich mich nicht aus. Wie viele neue Eindrücke! Und ständig die vielen Wellen. In der Schwimmweste hat es sich sehr eng angefühlt. Mit den Menschen am Boot war es genau so eng. Ich weiß nicht, wie alle Menschen ins Boot hineingepasst haben. Weil meine Tante auf das Haus aufgepasst hat, dachte ich einfach, dass es so etwas wie ein Familienausflug ist. Und dass ich meinen Vater vielleicht wiedersehen würde. Als er das letzte Mal einkaufen ging, wollte ich wie immer mit, doch zum ersten Mal ließ er mich nicht, mit der Ausrede, dass er für mich eine große Überraschung hat. Ich habe lange auf ihn gewartet, aber er ist nicht zurückgekommen und ich musste immer länger warten. Deshalb bin ich sehr traurig geworden. Mein Vater war zu dieser Zeit schon in Deutschland, aber das wusste ich nicht. Alles, was ich von ihm in diesen Tagen übrig hatte, war sein Versprechen. Daran wollte ich glauben.

Als wir mitten im Meer waren, hörte ich zufällig, wie ein Mann zu seinem Freund sagte:

„Stell dir vor, wir sterben jetzt.“ Sonst sagte niemand etwas und es war sehr ruhig. Ich habe mich ängstlich gefühlt und mich gefragt, ob er es ernst meint oder als Spaß. Ich war sehr schockiert und bin näher zu meiner Mutter gerückt, damit mir nichts passiert. Als alle dann wieder leise waren, habe ich nur noch die Wellen gehört. Meine Brüder und Schwestern haben auch geschwiegen.

Trotz meiner Angst war es schön anzuschauen: Der gelbe Sonnenuntergang sah beruhigend aus. Niemand konnte schlafen. Wir haben nicht miteinander geredet, alle haben nur auf das Meer gestarrt. Als es schon dunkel wurde und sich jeder leise gefreut hat, dass wir bald ankommen würden, ist das Boot plötzlich stehen geblieben. Es fuhr nicht mehr weiter.

Alle hatten große Angst und schauten sich nur gegenseitig an, die Kinder mussten leise sein und durften kein Geräusch von sich geben. Weil sonst die türkischen Polizisten uns alle erschossen hätten, zumindest glaubten wir das. Doch die tiefe Dunkelheit am Meer war unser Freund,

sie umhüllte unser Boot und wir blieben unbemerkt. Aber wir steckten trotzdem weiterhin im Meer fest. Die Erwachsenen mussten sich irgendetwas ausdenken, um weiterzukommen und nicht am nächsten Tag in der Früh immer noch mitten am Meer herumzutreiben. Meine Mutter musste meinen einjährigen Bruder die ganze Zeit beruhigen, weil er vor Angst und Hunger laut weinte. Ein Mann musste ein bisschen lauter reden, um jemanden mit einem Telefon zu erreichen. Der Mann sah alt aus, er saß am Rand des Boots. Während er am Reden war, hatten alle große Hoffnung. Als der Motor des Boots plötzlich wieder anging, waren alle sehr glücklich und konnten es gar nicht fassen. Die Erleichterung mussten wir unterdrücken, jedes laute Geräusch konnte uns in Gefahr bringen. Und in diese stille Freude mischte sich der bittere Geschmack der Fremde. Es sah alles so anders aus.

Dank mehrerer Wunder haben wir die Überfahrt heil überstanden. Wir mussten so schnell und leise wie möglich durch den Wald wandern. Für uns alle war es sehr gefährlich, weil wir jetzt viel näher an den Polizisten waren als davor. Wir hatten große Angst, dass uns jemand sieht. Deswegen liefen wir geduckt und möglichst verdeckt von den Bäumen vor uns hin. Am Weg hat meine Mutter unseren Koffer verloren, in dem unsere Kleidung, Windeln, Geld und Essen waren. Für sie war es komplett egal, weil sie sich nur um uns gekümmert hat. Ich selbst hatte um jeden Angst, um die kleinen Kinder, um meine Mutter und die vielen anderen Menschen, die ich gar nicht kannte.

Als wir endlich durch den Wald waren, mussten wir zu Fuß auf Gleisen gehen und immer, wenn eine Bahn kam, mussten wir uns nach hinten ins Gebüsch drücken, um nicht überfahren zu werden. Bevor wir ins Boot gestiegen sind, hatte uns nämlich jemand erklärt, wir müssten lange geradeaus gehen, zu einem kleinen Raum, wo wir uns bis zum nächsten Morgen versteckten. Wir hatten großes Glück und sind in diesem Raum angekommen, ohne GPS, ohne Gewissheit, wo er genau liegt, doch irgendwie funktionierte es. Er ähnelte am ehesten einer leerstehenden Hütte, die im Wald zwischen den Bäumen ein bisschen versteckt lag. Dort war es sehr dreckig, man konnte sich nicht be-

wegen, weil so viele Menschen drinnen waren. Aber die Dankbarkeit an den Mann, der uns geholfen hatte, verdrängte die Umstände unseres Aufenthaltes. Er riskierte seine Freiheit und gar sein Leben dafür, dass wir uns verstecken konnten. Heute weiß ich, dass diese Männer Schlepper genannt werden, dass sie etwas Verbotenes gemacht haben. Für mich waren es meine Retter.

Nach dem Meer, dem Weg entlang der Gleise und dem kleinen Raum stiegen wir wieder in ein Auto. Dieses Auto hätte normalerweise für neun Menschen Platz gehabt, aber wir waren viel mehr und es war sehr eng. Niemand durfte aussteigen. Unser Weg hatte noch mehrere Stationen. Zwischendurch konnten wir eine Pause machen und haben Hilfe bekommen, etwas zu essen und einen Schlafplatz am Boden, der überraschend bequem war, aber wahrscheinlich lag das an unserer Erschöpfung. Dort blieben wir einen Tag. Ich kann mich noch erinnern, dass andere Gruppen versucht haben, an Polizisten mit Schilden vorbeizukommen. Wir haben uns lieber von ihnen ferngehalten und haben eine schlaunere Möglichkeit gesucht.

Wir sind viele Stunden mit dem Bus gefahren. Das war auf diesem ganzen, langen Weg der einzige Ort, wo Menschen ihre Ruhe hatten, man konnte sich bewegen, man konnte schlafen. Da haben wir auch begonnen, die Bäume zu sehen und die Natur. Sogar die Luft war anders. Wir sind irgendwo ausgestiegen, noch vor Wien, bei einem Familienfreund von uns. Zwei Tage durften wir bleiben, dann mussten wir wieder mit einem Bus weiter.

Wir sind mit unserer schmutzigen Kleidung, die wir seit unserem letzten Tag in Syrien getragen hatten, in Wien angekommen. Meine Familie und ich waren sehr glücklich, wir hatten vor nichts mehr Angst, keine Sorgen mehr, haben uns frei gefühlt. Wir haben eine Wohnung in einem Heim bekommen und mussten nicht lang warten. Wir haben uns gerettet. Es hat sich alles gut angefühlt, obwohl es eigentlich mit der neuen Sprache und den vielen neuen Menschen ein bisschen komisch war. Meine Familie und ich waren sehr dankbar, uns hat es

an nichts gefehlt, außer Papa. Aus Gründen und Vorschriften, die mir nicht klar waren, durfte er nicht zu uns kommen.

Obwohl wir alle erleichtert waren, war ich ruhig, zurückgezogen und nur am Weinen, hatte keine Freunde, mit denen ich spielen konnte. Mit meinen Geschwistern wollte ich nicht gerne spielen. Ich habe immer meinen Vater vermisst und hatte Hoffnung, dass er jederzeit kommen könnte. Ich wollte ihn sehen, mit ihm spielen und ich wollte wissen, was die Überraschung war, von der er erzählt hatte. Mein Leben fühlte sich an wie ein Puzzle, von dem ein Teil fehlte. Alles, was ich von ihm noch hatte, war ein Versprechen.

Nach einem Monat kam er endlich zu uns. Ich kam gerade aus dem Park zurück, wo ich gespielt hatte, und da stand er einfach. Er war meine Überraschung, auf die ich so lange gewartet hatte. Ich lief in seine Arme und hielt ihn eine Ewigkeit fest.

Jetzt leben wir in Sicherheit, aber immer wieder denke ich an unsere Flucht. Woran ich mich sehr deutlich erinnere, ist die Situation, als der IS unser Auto am Weg gestoppt hat. Einer von denen hat meine Wangen angefasst und mich angelächelt. Für mich war es damals normal, weil ich dachte, dass es eben normal ist, wie sie aussehen oder wie sie uns Fragen stellen. Heute ist das anders.

Ich bin jetzt 15 Jahre alt und habe vieles erlebt, gute Zeiten und schlechte. Man muss für beide dankbar sein, dass es so ist und nicht schlimmer. Und es wird immer Zeiten geben, die nicht glücklich machen, aber die vergehen jedes Mal. Ich bin sehr stolz auf mich, dass ich das und vieles anderes durchgemacht habe. Durch meine Geschichte bin ich gewachsen und bin stärker als zuvor. Ich wünsche es aber keinem! Die Fluchterfahrungen bleiben ein Teil von meinem Leben und von mir. Heute bin ich trotzdem eine normale Teenagerin mit normalen Problemen, die sich viel mit ihren Freundinnen trifft und sich mit ihrer Religion beschäftigt. Heute bin ich glücklich mit meiner Familie, meinen drei Brüdern und fünf Schwestern, meiner Mutter und meinem Vater und dafür bin ich dankbar.

الحمد لله

# ***Wurzeln so groß, Wurzeln so tief.***

ANNA BAUER

*Nicht alle Dörfer sind gleich.*

*In unserem Dorf wachsen einem Wurzeln,*

*wenn man nur lange genug hierbleibt.*

*Wer einmal Wurzeln geschlagen hat,*

*der wird nie wieder weggehen.*

*So erzählen sie zumindest,*

*die alten Leute und die Jungen auch.*

I: Es ist Abend. Es ist einer der seltenen Abenden, an denen wir gemeinsam essen. Mama, Papa und ich. Mama isst meist irgendwo, bevor sie nach Hause kommt. Fast Food. Belegte Weckerl. Restaurantmenü. Papa isst meist nirgendwo, bevor er nach Hause kommt. Kein Hunger. Kein Durst. Kein knurrender Magen. Ich esse meist anderswo, wenn ich darauf warte, dass Mama und Papa nach Hause kommen. In meinem Zimmer. Bei Oma. Im Garten. Heute essen wir gemeinsam. Brot, Butter, Käse. Paradeiser, Paprika, Eier. Schinken, Speck, Aufstrich. Als ich den Tisch decke, greife ich beinahe nach einem Teller zu viel. Wir brauchen nur drei Teller, erinnere ich mich. Nur drei Teller. Wir essen schweigend. Wir haben uns nichts zu sagen. Wir können uns nichts sagen. Mama schluckt. Papa schmatzt. Ich huste. Ein Käsebrot, zwei Paradeiser, ein paar Stück Paprika. Das Glas Wasser trinke ich danach nur, um etwas mit meinen Händen zu tun zu haben. Denn: Der Tisch wird erst verlassen, wenn alle fertig gegessen haben. Als Mama den letzten Bissen von ihrem Brot nimmt, schaut sie mich an. Mir fällt auf, dass sie das schon lange nicht mehr gemacht hat. Mich anzuschauen. Ihre Augen haben dieselbe Farbe wie meine. Früher mochte ich diese Farbe. Jetzt kann ich sie nicht mehr aushalten. Wir haben drei potenzielle Wohnungen für dich gefunden, sagt Mama. Papa und ich. In der

Stadt. Hättest du nächste Woche Zeit, sie dir anzuschauen? Ihre Stimme zittert. Mama und ich starren um die Wette. Sie meint es nur gut, ich weiß. Sie will mir nur die Chance geben, endlich neu anzufangen, ich weiß. Sie will nur, dass ich wegkomme aus diesem Dorf, ich weiß. Ihr kennt meine Antwort, flüstere ich. Dann stehe ich auf, drehe mich um und verlasse das Zimmer. Ich werde nicht weggehen. Ich kann nicht weggehen.

*Unser Dorf besteht aus Leben,*

*die aus ihren Plänen gelaufen sind.*

*Wir haben noch Zeit wegzugehen, haben sie alle gesagt.*

*Wir haben noch ein Leben vor uns, haben sie alle gedacht.*

*Das war, bevor sie Wurzeln geschlagen haben.*

*Das mit dem Festwachsen war viel schneller gegangen,*

*als je einer von ihnen geahnt hatte.*

*Kind und Kegel. Schuld und Schulden.*

*Trauer und Tote. Wurzeln und wachsen.*

*Unser Dorf ist durchdrungen von Träumen,*

*die als Wurzeln im Erdboden verschwunden sind.*

II: Mama hat mich in die Trafik geschickt. Zwei Lottoscheine soll ich kaufen. Einen mit Joker. Einen ohne Joker. Meine Eltern haben schon lange gelernt, dass sie kein Glück haben. Und trotzdem hoffen sie noch immer. Mama hasst die Trafik. Sie ist deswegen nicht hier. Ich hasse die Trafik. Ich bin trotzdem hier. Manchmal, so glaube ich, sieht Mama meine Gefühle nicht, weil sie es nicht ertragen kann zu wissen, dass ich fühle, was sie fühlt. In der Trafik riecht es nach Zigarettenrauch und Druckertinte. Außer mir sind keine Kunden da. Die Trafikantin schaut mich trotzdem nicht an. Ich hole Luft und vergrabe meine Fingernägel in meinen Handflächen. Später werde ich eingedrückte Halbmonde auf meiner Haut zählen können. Zwei Lottoscheine, brülle ich der Trafikantin entgegen. Einen mit Joker. Einen ohne. Die Trafikantin ist eine

mittelalte Frau. Sie lächelt lieb, wenn sie einen guten Tag hatte. Früher mochte ich sie. Die Trafikantin ist nicht schwerhörig. Ich schreie, weil: sie nichts gehört habe damals, nie. Keine Schreie aus dem Nachbarhaus. Keine Rufe. Keinen Lärm. Ich schreie, weil: sie habe sich nicht einmischen wollen. Junge Liebe sei eben so. Laut und feurig und wild. Mit Tränen und Streit. Ich schreie weil: alles anders ausgehen hätte können. Die Trafikantin schiebt mir wortlos zwei Lottoscheine entgegen. Als ich sie später anschau, fällt mir auf, dass beide mit Joker sind. Gezahlt habe ich nur für einen. Als ob die Trafikantin mit der Chance auf ein bisschen Glück alles gut machen könne.

*In meiner Familie haben alle große Pläne gehabt.*

*Das war bevor ihnen Wurzeln gewachsen sind.*

*Sie sind in diesem Dorf aufgewachsen.*

*Sie sind mit diesem Dorf verwachsen.*

*Aber wenigstens du, haben sie alle zu meiner Schwester gesagt,*

*aber wenigstens du wirst die Welt sehen.*

*Die Träume meiner Familie lasten nun auf meinen Schultern.*

III: Ich besuche Oma nur selten. Es gibt viele Gründe dafür. Erstens: Meine Oma hat viele Spiegel in ihrem Haus hängen. Zweitens: Wenn ich an ihnen vorbeigehe, sehe ich darin nicht mich, sondern die Person, der ich am ähnlichsten sehe. Drittens: Meiner Oma geht es wie mir. Heute bin ich trotzdem bei ihr. Magst du Tee?, fragt Oma. Nein, sage ich und beobachte sie dabei, wie sie heißes Wasser in meine Tasse leert. Magst du Kekse?, fragt Oma. Nein, sage ich und Oma steht auf, um den Keksteller zu holen. Da, iss etwas, sagt sie. Da, iss. Ich nicke. Erzähl mir etwas, bittet Oma. Und dann nennt sie mich bei dem Namen, der nicht der meinige ist. Es fällt uns beiden auf. Ich greife nach der Tasse mit heißem Wasser. Noch bevor ich einen Schluck trinken kann, habe ich mir schon die Lippen verbrannt.

*Meine Schwester wollte gerade weggehen*

*– in die große Stadt, in die weite Welt –*

*als die Liebe um die Ecke bog und sie festhielt.*

*Seine Augen so treu. Sein Herz so weich. Seine Hände so sanft.*

*Die Liebe blieb nicht lange, meine Schwester schon.*

*Im Dorf. Bei ihm.*

*Sie hatte an einer Stelle Wurzeln geschlagen,*

*an der die Erde rau und hart war*

*und die Wurzeln tief graben mussten,*

*um an Wasser zu gelangen, um an Nährstoffe zu gelangen.*

*Meine Schwester war ein Baum geworden,*

*der leicht gefällt werden konnte.*

IV: Ich habe einen Termin beim Augenarzt. Ich lese die Buchstaben von der Wand ab. A, K, J, S. Alles richtig. Sogar die kleinen. Ganz unten. B, F, T, E. Der Arzt nickt. Sehr gut, sagt er, als er mir mit der Taschenlampe in die Augen leuchtet. Sie sehen ausgezeichnet. Er wartet, dass ich aufstehe und gehe. Danke und auf Wiedersehen. Ich bleibe sitzen. Das kann nicht sein, sage ich. Also, dass ich gut sehe. Ich habe die Zusammenhänge nicht gesehen, sage ich. Damals. Sogar aus der Nähe nicht. *Alles gut, hat meine Schwester gesagt. So ist er eben. Ich bin gestolpert. Ich wollte ohnehin nicht ausgehen. Ich möchte ihn nicht wütend machen. Er meint es doch nur gut.* Der Augenarzt starrt auf die Buchstabentafel hinter mir. Das tut mir leid, meint er schließlich. Aber dafür gibt es leider keine Brille. Nur gegen Unschärfen. Dagegen kann ich etwas machen. Als ich gehe, gibt er mir eine Tüte Süßigkeiten, wie sie kleine Kinder immer bekommen.

*Meine Eltern haben immer viel gestritten.*

*Sie sind nicht nur mit dem Dorf verwachsen,*

*sondern auch mit sich selbst.*

*So sehr, dass sie sich die Luft zum Atmen nahmen.*

*So sehr, dass sie die Nähe nicht ertragen konnten.*

*Meine Schwester und ich lernten,  
dass Streit zur Liebe dazugehört.  
Vielleicht fiel es ihr deswegen so lange nicht auf,  
dass bei ihm gar keine Liebe dabei war.*

V: Ich gehe in den Baumarkt und kaufe einen Kübel Farbe. Sonnen-  
gelb. Es ist die Lieblingsfarbe meiner Schwester. Ich streiche die Wand  
neben meinem Bett. Einfach so. Die Farbrolle hinterlässt zwei Kleckse  
auf dem Teppich. Die Streichaktion war ein Schnellschuss, denke ich  
und male aus den Farbflecken am Teppich zwei Herzen. Als die Farbe  
trocken ist, hänge ich Bilder an die Wand. Auf einem davon ist meine  
Schwester zu sehen. Sie lächelt. Mama hat das Bild von ihr in dem letz-  
ten Sommer geschossen, in dem sie ihn noch nicht kannte. Ich lehne  
mich an die Wand und frage mich, wann zum letzten Mal alles gut war.  
Sonnengelb. Ich vermisse und ich vermisse nicht. Meine Eltern sehen  
die neu gestrichene Wand. Sie sagen nichts dazu.

*Nachts fahren in unserem Dorf keine Autos.*

*Man hat hier keine Lust wegzufahren,  
schon gar nicht nachts.*

*Der rote Kombi,  
der damals durch die Finsternis fuhr,  
wurde von dem Krachen von Baumästen,  
wurde vom Murren der vielen Wurzeln,  
wurde von einem Schwarm schwarzer Krähen begleitet.*

*So stelle ich es mir zumindest vor.*

*In Wahrheit fiel der rote Kombi in dieser Nacht niemandem auf.*

*Wir schliefen doch schon alle.*

VI: Es ist Mittwoch, als ich ausnahmsweise zu früh in der Schule bin.  
Meine Sitznachbarin hat nicht damit gerechnet. Sie schiebt die Zei-

tung schnell unter ihr Heft. Die Überschrift habe ich trotzdem noch  
gesehen. Beziehungsdrama steht darauf. Meine Sitznachbarin liest  
morgens gerne die Gratisblätter, die es am Bahnhof gibt. Wenn ich ge-  
wusst hätte, dass du heute früher kommst, sagt sie, dann. Ich hole tief  
Luft. Schon okay, seufze ich. Ich lese jede Woche neue Namen. Meine  
Schwester war eine von ihnen. Ich weiß nicht, was mehr wehtut. Dass  
sie eine davon war. Oder dass nach ihr noch welche waren. Es ist nicht  
deine Schuld, sagt meine Sitznachbarin. Sie ist gut darin, Floskeln an  
der richtigen Stelle zu verwenden. Es hilft mir trotzdem nicht.

*Die Nachrichten wussten vor uns, was passiert war.*

*Leiche in Wald gefunden. Freund geständig.*

*Beziehungstreit. Eifersucht.*

*Als die Polizei bei uns klingelte, weinten wir bereits.*

*Es war die Schuld, die uns niederdrückte.*

*Wir haben Dinge, gesehen, auf die wir uns keinen Reim machen wollten.*

*Wir haben auf das Licht in den Scherben geschaut und nicht auf den  
Schmerz.*

*Wir haben an die Liebe geglaubt, wo längst keine mehr war.*

*Die Lügen meiner Schwester klangen zu gut, um nicht wahr zu sein.*

IV: Wenn Mama und Papa und ich sonntags spazieren gehen, dann fah-  
ren wir bis ins nächste Dorf. Oder noch weiter. Über Hügel hinweg,  
bis der Wald in unserem Rücken liegt und sich vor unseren Augen die  
Weite der Ebene erstreckt. Wir gehen nicht mehr im Wald spazieren.  
Wir ertragen es nicht. Papa läuft uns beim Spaziergehen immer  
davon. Er brauche das Tempo, sagt er. Wovor flüchtest du, frage ich.  
Papa muss darauf nicht antworten, wir kennen alle drei die Antwort:  
Vor der Vergangenheit. Vor den Fehlern. Vor den Wurzeln. Mama und  
ich schleichen hinterher. Der Wind bläst kalt heute. Ich zittere. Ich  
weiß, dass du aufgehört hast, an deine Zukunft zu denken, sagt Mama.  
Aber vergiss nicht: Du hast eine. Und ich möchte, dass du sie nutzt. Ich

gehe weiter, einfach weiter, immer weiter. Als wir uns ins Auto setzen, schließe ich die Augen und öffne sie erst wieder, als wir den Wald hinter uns gelassen haben und mich die altbekannten Dächer des Dorfes begrüßen. Meine Eltern wollen, dass ich in die Stadt gehe. Meine Eltern möchten dieselben Fehler nicht noch einmal wiederholen. Meine Eltern wollen, dass ich nicht für immer bleibe. Hier in diesem Dorf.

*Dabei möchte ich doch nur Wurzeln schlagen,  
solange bis sie den Boden durchdrungen haben,  
und ich sie ein letztes Mal umarmen kann.*

## ***Wo sucht Teddy um Asyl an?***

**PENELOPE DURAN**

*Der Grenzschutzbeamte (G) nähert sich dem Mädchen (M), die allein an der Grenze sitzt, während sie ihren Teddybären umarmt.*

G: Was für schöne Sternohrringe du hast.

M: Papa hat sie mir gegeben. Er sagt, sie sind wie Polaris – der leitende Stern. Polaris soll uns wieder in Sicherheit führen. Schau mal, Teddy hat auch einen Ohrring.

G: Ja, Teddy hat auch einen schönen Ohrring. Woher kommt ihr?

M: Teddy wurde in Europa geboren.

G: Und du? Du sprichst Deutsch wirklich gut – kommst du aus Europa?

M: Nein, ich komme aus Nordafrika, aber es ist nicht mein Zuhause. Ich ging dort an die deutsche Schule.

G: Warum?

M: Für bessere Chancen. (Sie gräbt in ihrer Tasche herum und zieht ein Blatt heraus.) Guck mal, Papa hat ein Gedicht geschrieben.

G: (lesend) *Neuland ...*

*Eine Oase in der Wüste für Millionen von Wanderern,*

*Die auf der Suche nach dem Land von Milch und Honig sind ...*

M: Teddy mag auch Honig.

G: *Eine Art Paradies sozusagen – mit unzähligen Möglichkeiten,  
Wie ein Schmetterling angezogen zu dem Nektar des Schlaraffenlandes.*

M: Wie finden Sie das Gedicht?

G: Sehr schön. Ist dein Vater Dichter?

M: Nein, er ist Diplomat.

G: Und deine Mutter?

M: Sie ist Ärztin. Sie hilft Menschen, aber ihr Land existiert nicht mehr.

G: Und das Land deines Vaters?

M: Es existiert, aber wir können nicht dort sein.

G: Warum seid ihr hierher gekommen?

M: Wie ich gesagt habe, mein Vater ist Diplomat. Wir sind alle Diplomaten. Wir suchen Frieden. Es gibt in Europa keinen Krieg mehr. Lesen Sie weiter ... über die Mauer.

G: *Mauerland ...*

*Bei jeder Schule, jeder Botschaft, die ein Land repräsentieren, gibt es einen Tag der Offenen Tür.*

*Aber wieso lassen wir diese Tür nur für einen Tag offen?*

*Wieso nicht für eine Woche, einen Monat, ein Jahr oder sogar für immer?*

*Soll diese Tür zu einem Flur voller Licht für andere geschlossen bleiben?*

M: Die Mauer ist schon gefallen. Das Mauerland gibt es nicht mehr. Die gibt es nur für Menschen wie uns.

G: Vielleicht wird diese Mauer genau wie die letzte fallen.

M: Vielleicht. Aber es wird nicht einfach sein. Es hat fast 30 Jahre gedauert, bis die erste gefallen ist.

G: Manche sagen, dass man die Chinesische Mauer vom Weltall sehen kann, aber das stimmt nicht, wie hier dein Vater geschrieben hat.

*Weltland ...*

*Vielleicht würde eine Welt ohne Grenzen entstehen – eine Art Utopia,*

*Ein wunderschönes vereinigtes Weltland ohne Trennungen.*

*Sähe unsere Welt dann wie vom Weltall aus?*

*Mit tausend blinkenden Lichtern des Lebens und grenzenlos.*

M: Wenn so ein Weltland nur wirklich existieren könnte. Dort oben gibt es keine Grenzen wie hier unten.

G: Vielleicht existiert es doch – bei der Raumstation.

M: Ja, in einer Raumstation arbeiten die Menschen zusammen, egal aus welchem Land.

G: Wusstest du, dass der Kommandeur der Station Europäer ist?

M: Nein. Aber Teddy ist glücklich, dass jemand aus Europa dort oben ist. Teddy will doch, dass alle in Europa akzeptiert werden, so wie der Europäer im Weltall. Er will auch Frieden finden. Teddy sucht um Asyl an.

# *Patrone*

PATRICK GREEN

Er küsst Maria ein letztes Mal.

Vor dem Stall ist es noch finster, schwarze Bäume, dunkelblauer Himmel, letzte Schneeflecken leuchten aus dem Geäst.

Er steht mit Maria vor dem Stall, noch immer umschlungen, sie klammert sich an seine grobe Uniformjacke.

„Ich muss jetzt gehen, Maria.“

„Johann, die Uniform, wenn sie dich finden, nimm nicht die Uniform, wenn sie dich finden in der Uniform, dann ...“

Stille, nur das gleichmäßige, eisige Strömen im Wald, die Vögel singen im Februar nicht, und die Bäche fließen nicht.

Ihre Gesichter sind nahe beieinander, die Atemwolken sind so dicht, dass er ihre Züge fast nicht erkennen kann.

„Was soll ich sonst anziehen, es ist so kalt, ich muss weit laufen.“

„Kannst du nicht -“

Schüsse.

Sie hallen entfernt vom oberen Talende her.

„Lauf Johann, lauf.“

Rau, rau und hart klingen Marias Worte, wie die Schüsse, und Johann läuft.

---

„Gehst wieder Bierdeckeln suchen, Artur?“

Franz sitzt mit seinem dritten Morgenkaffee im spärlichen Vormittagsschatten unter der Linde und raucht eine Zigarillo; trotz seinen 64 Jahren lässt er diese Gewohnheit nicht sein, mahnende Worte gehen

ihm genauso auf die Nerven wie Artur der Spott über sein neues Hobby.

Der schultert seinen Metalldetektor und nimmt eine Schaufel in die Hand.

„Geduld und Beharrlichkeit sind die Tugenden eines Schatzsuchers, lieber Großonkel.“

Im Vorbeigehen nimmt er Franz die Zigarillo aus der Hand und zieht einmal daran, dann schreitet er, den Rauch aus der Nase blasend, den schmalen Schotterweg hinunter, der zum Wald führt.

„Übrigens waren es zum Großteil sehr, sehr alte Bierdeckel!“, ruft er noch über die Schulter. „Ah geh bitte, deine keltischen Bierdeckeln...“

---

Obwohl keine Schüsse mehr fallen, läuft Johann, läuft grimmig durch den Wald, dessen Konturen sich langsam gegen den Himmel abzeichnen. Der Boden federt, ist voll mit feuchten, toten Ästen.

„Gut, dann hören sie mich schlechter.“

Johann ist erschöpft von den letzten Tagen, dauernd in Angst, dauernd auf der Hut.

Und doch, wie er so über den klammen Boden hastet, zwischen den toten Ästen und eisigen glatten Wurzeln, gleichmäßig atmend, denkt er völlig klar.

Die Luft ist so kalt, dass ihm das Atmen wehtut, seine Springerstiefel werden nach jedem Tritt in einen der fahl leuchtenden Schneeflecken feuchter. Als er vor drei Jahren eingezogen worden war, hatte der Offizier ihm gesagt: „In diesen Stiefeln werden wir die Welt erobern!“

Bitteres Grinsen, der kleine Offizier mit dem braunen Schnurrbart, der ist oben auf der Alm, dort, wo die Schüsse waren. Die Flugblätter, die von feindlichen Fliegern abgeworfen wurden, versprachen ein neues Land, wenn man sich bloß ergeben würde. Johann fragt sich

zum ersten Mal, ob er dieses neue Land je sehen wird. Er erschrickt über diesen Gedanken, erschrickt, dass er ihn gerade gedacht hat.

Es ist jetzt ganz hell, der harte blaue Februarmorgen spannt sich durch den frostüberzogenen Fichtenwald und verwandelt ihn in ein monochromes Gemälde, gestört nur von dem Mann in der grünen Uniform, der den Hang hinunter läuft.

---

Artur zerschlägt die fünfte Bremse auf seinem schweißnassen Rücken, sein T-Shirt hat er nach dem dritten Loch ausgezogen; die jetzt, im August, massenhaft herumschwirrenden Insekten und ihre Stiche nimmt er in Kauf, der Waldboden ist voller Wurzeln und in der Hitze anstrengend aufzugraben. Ein Nagel, eine alte Tube Sonnencreme und ein völlig durchgerostetes, undefinierbares Stück Eisen hat er bis jetzt gefunden, doch das dämpft seine Laune nicht. Seit er letzten Monat den heiß ersehnten Metalldetektor zum sechzehnten Geburtstag bekommen hat, ist er jeden Tag, bei jedem Wetter im weitläufigen Wald herumgezogen, Loch für Loch, Bierdeckel für Bierdeckel.

Und schwenkt weiter den Detektor über dem trockenen, duftenden Waldboden, Schweißperlen auf der Stirn und Fichtennadeln in den Schuhen. Eine Zeit lang geht er versunken so weiter, das Gerät schlägt nicht an, ziellos wandert er in der Mittagshitze umher, den Blick auf den Boden fixiert, die Schaufel über der Schulter.

Bis er abrupt vor dem steilen Abhang stehenbleibt, der sicher fünfzig Meter abfällt, eine mit hohen, geraden Fichten durchsetzte steile Fläche, am unteren Ende felsige Klippen, auf denen Artur als Kind mit seinem Bruder Mooshäuser gebaut hatte. Ihm geht durch den Kopf, dass er dort unten noch nie gesucht hat. Vorsichtig, Schaufel und Metalldetektor balancierend, beginnt er, den Hang hinunterzusteigen.

---

Johann spürt, dass er müde wird, in das gleichmäßige, gleichmütige Hasten mischt sich schleichend bleierne Aussichtslosigkeit.

„Wie lang willst du noch durch den Wald hetzen, Johann?“

„Lauf Johann, lauf.“

„Du frierst, trotz des Laufens, deine Schuhe sind nass, irgendwann wirst du einfach umfallen und im feuchten Mantel verrecken, und wenn nicht, wenn du ehrlich bist, die Russen kriegen dich sowieso.“

„Lauf Johann, lauf.“

„Geh runter zum Dorf, wirf dein Gewehr in den See, ergib dich. Vielleicht lassen dich die Russen dann leben.“ Der Wald wird lichter, er sieht, er sieht nicht auf den Boden, nicht geradeaus, wohin sieht er?

„Nein, die Russen werden dich töten.“

Er sieht die Russen, er sieht sich mit Kopfschuss in eine Grube fallen, tot.

„Tot.“

„Lauf Johann, lauf.“

---

Artur steht endlich unten bei den rauen, mit Moos und Flechten überzogenen Schieferfelsen. Ohne sich auszuruhen, beginnt er zu graben, doch schon dicht unter der Moosdecke macht seine Schaufel das hässliche Geräusch, das entsteht, wenn Metall auf Stein schlägt, und aus der aufgerissenen Erde leuchten die weißen Kratzer im Schiefergestein.

Ein bisschen erschöpft vom wuchtigen Schlagen mit der Schaufel hockt er sich auf einen Stein und zündet sich mit einem Streichholz eine Zigarette an, bläst den Rauch aus, der in dünnen Wolken in der Sonne schwebt.

Er verweilt eine Zeit lang so, behaglich rauchend auf den warmen Steinen, träge.

„Vielleicht geh ich jetzt dann zurück zur Hütte, war jetzt sicher drei Stunden unterwegs.“

Er beobachtet noch kurz die Rauchschwaden, in die die Sonne zitternde, fransige Muster durch die Äste projiziert. Dann dämpft er die Zigarette aus, gibt sich einen Ruck, genug für heute.

„Hier kann man eh fast nirgends graben.“

---

Johann spürt Stein und gefrorene Moospolster unter seinen Füßen, das Laufen, das Stechen der kalten, trockenen Luft in der Brust spürt er nicht mehr. Den Drang zu laufen, zu fliehen spürt er nicht mehr, seine Schritte werden schleppend, schleifen auf dem Boden, vereistes Moos blättert ab und fällt raschelnd die Felsen hinab.

„Lauf, Johann.“

„Es geht nicht, es geht nicht mehr, nein ... Nein.“ Sein Kopf fällt in den Nacken, er bleibt stehen.

Und sieht oben, weit oben, den fahlblauen Himmel, in den unzählige fein verzweigte Äste hineingreifen, grau vom Winter, und der Himmel ist so hell, dass die Eiskristalle auf den Ästen glitzern, bei jeder aller kleinsten Bewegung durchläuft ein graublaues, zartes Schimmern die Baumkronen, es hört nicht auf, es fängt nicht an.

Und er findet es schön, so schön, dass er nicht weg will von dieser Schönheit, nein, von aller Schönheit, noch nicht, er will nicht, dass sie aufhört, er will nicht, dass er aufhört.

Er will laufen.

Er reißt sich los von dem betörenden Muster, das sich über ihn spannt. Er senkt den Kopf, blickt wieder nach -

Erstarrt. Nein.

„Nein.“

---

Artur nimmt den Metalldetektor wieder von der Schulter.

„Ich muss übermorgen wieder nach Hause, ich werd' morgen keine Zeit mehr haben, und ich werde jetzt so lange weitersuchen, bis ich irgendwas Gescheites finde, und wenn ich die ganze Nacht lang suchen muss, ich werd' mir vom Franz keinen einzigen Bierdeckelwitz mehr anhören!“

---

Man hätte ihn vom ganzen Hang aus sehen können, trotz der braunen, schmutzigen Uniform.

Wie hat er ihn nicht sehen können, wie?

Ein Bub, nicht älter als sechzehn, steht fünf Schritte vor ihm, mit weit aufgerissenen Augen, schnell atmend, die Atemwolken stechen hektisch in die Luft.

Johann bewegt sich nicht.

Der Bub sagt etwas mit überschlagender, panischer Stimme.

Johann bewegt sich nicht.

Die Uniform hängt dem Russen von den schwächtigen Schultern, seine vereisten, kurzen Haare stehen wirr vom Kopf ab, er sieht hilflos aus, trotz des Gewehrs, das er schützend, mit zitternden Händen vor sich hält.

„Aber zielen kann er.“

Der Wald ist stumm, der Wald ist stumm und Johann denkt nichts mehr.

Denken macht langsam.

Stumm, nur das monotone, allgegenwärtige Brausen.

Reißen, ein Ast knackt, die blaue Stille zerbricht, der Bub zuckt, Johann reißt sein Gewehr hoch.

---

Artur reißt seinen Metalldetektor hoch, endlich, ein Signal, noch dazu bei einem recht großen Erdeinsprengsel zwischen den Felsen.

Er lehnt das Gerät an einen Baum und rammt die Schaufel mit dem Fuß in die Erde.

---

Es ist wieder still, sie stehen da, so nahe, dass sich ihre Atemwolken in der Mitte fast treffen, beide mit angeschlagenem Gewehr, beide haben so Angst, dass es mehr schmerzt als die klirrende Luft in der Kehle.

Johann denkt an das Bild über ihm, die Schönheit, er denkt an Maria.

„Leben, Johann, du musst leben.“

Der Bub weint.

„Leben, du kannst nicht anders, es geht doch nicht anders ... Maria, sie braucht dich, sie liebt dich.“ „Schieß.“

Johann umschließt die Waffe fester.

---

Zwischen einem staubigen, wurzeligen Erdbrocken steckt etwas, Artur wirft die Schaufel hin.

---

„Schieß!“

In ihm wallt es auf.

„Schieß und lauf weiter, erschieß ihn, den Russen, lauf, erschieß ... den Buben, für Maria, renn, Maria, das Kind, erschieß es –“

„Erschieß das Kind.“

Johann zielt zwischen die Augen, der Russe soll nicht leiden, er kann ja nichts dafür, das Kind kann nichts dafür.

„Das Kind kann nichts dafür.“

Sinnlos.

„Du kannst nicht fliehen, Johann, nur laufen.“

Er sieht dem Buben ins Gesicht, eine gefrorene Träne hängt an seinem Kinn.

„Du wirst es nicht schaffen. Es ist so.“

Aufatmen, Ruhe, auf einmal.

„Du wirst es nicht schaffen. Und du kannst nicht den Buben erschießen, du willst nicht den Buben erschießen, was warst du dann, wenn du ein Kind tötetest, Maria, an was wird Maria denken, was war dann die Bedeutung von dir, was war dann die Bedeutung, dann, wenn du ...“

„Dann ...“

Der Bub hat aufgehört zu weinen.

„Lass einfach das Gewehr langsam sinken, der Bub schießt nicht, er hat keine Ahnung, nur Angst, so viel Angst.“

Johann schaut dem Buben in die Augen, senkt langsam sein Gewehr. Lässt die Patrone aus dem Lauf schnappen, es klackt.

Der Bub zuckt.

Kein neues Land.

---

Artur rennt mit seinem Fund durch den Wald, überschwänglich rast er zur Hütte, die zwei Fundstücke sorgfältig in der Faust.

„Fraanz! Juuuuuuu! Ha! Schau, ich hab's ja gesagt, Geduld und Beharrlichkeit!“

Franz hievt sich aus einer Hängematte, die vor der Hütte hängt, und schlurft, mäßig begeistert, aber interessiert, zum schnaufenden Artur, der ihm seine offenen Hände entgegenstreckt, fragt gutmütig:

„Was hast denn gefunden?“

„Schau!“

„Zeig amal her, mhh, das is', das schaut aus wie ...“

„Zwei Patronen, echte! Und keine von Jägern, wahrscheinlich vom Bundesheer, aber alt.“

Franz begutachtet die beiden Stücke eine Zeit lang, wendet sie in den Händen, Artur steht mit übermütig leuchtenden Augen daneben.

„Nein Artur, das is' ned vom Bundesheer, das schaut älter aus, ich würd' sagen Zweiter Weltkrieg. Na bist du g'scheit, jetzt hast doch noch was g'funden.“

---

Johann blickt wieder ins feine, graue Geäst, die flach einfallende Morgensonne fällt jetzt darauf, sie färbt die dünnen Äste, die, die ganz oben sind, gelb, es erinnert ihn an Marias Haare.

Er kann sie fühlen.

---

Artur ist wieder in der Stadt, Zuhause.

Eine Woche sind noch Ferien, er trifft sich mit einem Mädchen, er hat sie auf der Schullandwoche vor den Ferien kennengelernt.

Sie sitzen am Flussufer in der Abendsonne, über dem ruhig fließenden, goldenen Wasser schwirren tausende Mücken.

Sie sitzen schon recht lange so da und reden, erzählen von ihren Ferien, von sich, rauchen, halten die Füße ins Wasser.

„Was hast du da eigentlich um den Hals hängen?“

Artur zieht die Kette unter seinem Hemd hervor.

„Eine Patronenkugel.“

Sie, leicht missbilligend:

„Aha.“

„Die hab' ich draußen bei der Hütte im Wald gefunden, weißt schon, mit dem Metalldetektor, hab' ich dir eh erzählt dass ich den gekriegt hab'.“

„Und nach ewigem Suchen hab ich die gefunden. Also eigentlich hab' ich zwei gefunden, eine ungebrauchte mit der Kugel drinnen und eine verschossene, ziemlich nah beieinander.“

„Also mit einer ist geschossen worden und mit einer nicht.“

„Ja, die ungeschossene Kugel hab' ich dann runtergedreht mit einer Zange und sie gesäubert und den Anhänger daraus gemacht.“

Sie dreht sich mehr zu ihm hin.

„Warum eigentlich, hat das irgendeine Bedeutung, ich mein außer, dass du's gefunden hast?“

Artur dreht die Kugel in seinen Händen, schweift mit dem Blick übers Wasser, sieht dann wieder zu ihr:

„Ich weiß nicht, zwei Patronen aus dem zweiten Weltkrieg, eine davon verschossen, die andere nicht, einmal wurde geschossen, einmal nicht. Das hat sicher irgendeine Geschichte, eine arge Geschichte, und alles aus einer argen Geschichte hat eine Bedeutung.“

Es ist kurz leise, das Wasser ist jetzt dunkel, die Mücken sind weg, die Landschaft wirkt jetzt in dem veränderten Licht wie eine andere; eine neue. Denkt sich Arthur, und merkt, dass er sich nicht mehr von ihr abwenden kann.

„Und das find ich vielleicht so schön, der Anhänger hat eine arge Geschichte und eine arge Bedeutung, aber ich werd' sie nie kennen, ich werd' nie wissen welche Bedeutung, ich werde oft darüber nachdenken, aber ich werde nie wissen, was ich um meinen Hals hängen hab'.“

Sie dreht sich jetzt ganz zu ihm hin, ihre Haare leuchten in der flachen einfallenden Abendsonne gelb.

„Das ist voll schön.“

Und dann küsst er Maria zum ersten Mal.

## ***Des Bäckers Tochter***

SUSANNA POGACAR

Indonesien traf es zuerst. Bevor die Nachrichten vor den Geschehnissen warnen konnten, hatten die Wellen bereits Tausende in den Tod gerissen. Keiner wusste woher die Fluten gekommen waren. Mit einem Mal war alles schwarz. Diese Leere, an die erinnerte man sich am liebsten, wenn alles andere in Grausamkeit versank. Nach dem Stromausfall war alles ruhig. Fast so, als hätte die Erde aufgehört sich zu drehen, als hätte sie aus Mitleid, oder aus Wut, den Kopf gesenkt und sei still stehengeblieben um den Menschen ein wenig Zeit zu geben, um aufzuatmen, auszutreten. Dann fing es an, das Chaos der Geräusche. Hilfeschreie, Motorboote, das gedämpfte Plätschern des Wassers. Des Bäckers Tochter war erst seit drei Tagen im Hotel gewesen. In der ersten Nacht hatte sie schlecht einschlafen können. Vielleicht aus Heimweh, vielleicht wegen des Zeitunterschieds, vielleicht weil der Herrgott ihr ein übles Gefühl gab und sie zu warnen versuchte. Ach, der Herrgott. An den glaubte sie doch auch schon lange nicht mehr. Seitdem er den Krebs die Mutter hatte nehmen lassen, hatte des Bäckers Tochter keine Kirche mehr betreten. Aus Prinzip, aus Enttäuschung. Der Vater verbrachte seine Sonntagmorgen bis dahin betend. Doch des Bäckers Tochter, erst neunundzwanzig Jahre jung, hatte den Glauben an die Religion wie einen alten Hut beim Eintreten in ihr neues Leben, als Halbweise, an der Türschwelle abgelegt, und ging von nun an mit Blumen in den Haaren. Die Goldkette mit dem Kreuz Anhänger trug sie nur, weil sie der Mutter gehört hatte, und davor der Großmutter. Manchmal fragte sie sich, ob sie sie überhaupt tragen dürfe. Dann besann sie sich und entschloss, sie dürfe alles was sie wolle und aus genau diesem Grund würde sie sich eine Woche frei nehmen und in den Urlaub fahren. Irgendwo weit weg, wo es Sommer war, warm und sonnig, und vor allem weit weg von diesem verflixten Krankenhaus. Sie entschied, sie hatte lange genug schwer gearbeitet, hatte die Nachtschichten für die Schwestern mit Kindern übernommen, und würde sich nun eine wohlverdiente Auszeit gönnen.

Drei Wochen später, an dem Gedenktag für alle Verschollenen Österreicher im Stephansdom, las einer ihrer ehemaligen Schulkameraden ein selbstgeschriebenes Gedicht. „Indonesien ist den Wellen unterlegen, Japan und die Philippinen schwimmen in Not. Die Unsren und die Fremden sind verschollen und verloren, 738.000 tot. Ich lese die Zeitung und weine, meine Tochter steht nur und guckt. Ich frage mich; wie lange noch, bis die Tower Bridge fällt und der Hudson die Wall Street verschluckt?“ Der Bäcker weinte. Nachdem alle die Kirche verlassen hatten, blieb er zurück um zu beten. Ihm war nicht bewusst, dass seine Tochter, die fleißige Krankenschwester, in Indonesien ihren Urlaub damit verbrachte die Sterbenden zu versorgen und über den Gott schlecht zu reden, den er anhimmelte. Im Katastrophenhilfe Basislager auf Sulawesi kümmerte sie sich häufig um die Kinder, die nun Waisen und Halbwaisen waren. Sie lebten noch, doch es ging ihnen schlecht. In der vierten Woche starb ein siebenjähriger Junge an den Verletzungen, die er bei dem Kollaps seines Hauses erlitten hatte, als der Grund unter den Fußböden zu Matsch geworden war. Drei Tage kämpfte er mit dem Leben bevor der Tod sich entschied, ihn holen zu kommen. Des Bäckers Tochter blieb diese Nacht besonders lange wach. Mal wieder konnte sie nicht einschlafen. Sie musste an den Jungen denken, seine Familie und sein kurzes Leben. Sie dachte an den Vater, das verflixte Krankenhaus, das doch wenigstens genügend medizinische Geräte besaß. Sie dachte an den Krebs und die Mutter, an die Goldkette die sie seit dem Tsunami nicht mehr gesehen hatte. An zu Hause und den kalten Winter, an Gott. Vor allem aber, an die Kinder. Die, die gestorben waren und die, die kurz davor waren. Zurück ins Dorf konnte sie nicht, auch wenn der Vater sich Sorgen mache. Hier wurde sie gebraucht. Hier erlagen Menschen noch immer ihren Wunden. Hier herrschte noch immer ein Notzustand. Sie hatte noch nicht aufgegeben, sie wollte noch helfen. Aber konnte sie noch?

## ***Rosa Wunder (gibt es nicht)***

ANTONIA HOTTER

74 Tote in Nassirija.  
[Hier bei uns]  
Sie sagt  
sie seien nicht integrationsfähig  
Sie sagt  
Sie erkenne die Straßen nicht wieder  
Sie sagt  
Das Land sei ihr fremd geworden  
Sie sagt  
Sie fühle sich nicht mehr zu Hause  
39 Tote in Istanbul.  
Sie sagt  
Sie habe Angst  
Angst um die Sprache  
Angst um die Jobs  
Angst um die Sicherheit  
129 Tote in Paris.  
[Hier bei uns]  
Ich sage auch  
Ich erkenne die Straßen nicht wieder  
Ich sage auch  
Das Land ist mir fremd geworden  
Ich sage auch  
Ich fühle mich nicht mehr zu Hause  
85 Tote in Nizza.  
Ich sage auch  
Ich habe Angst  
Angst, vor den Menschen  
Angst, vor ihren Ängsten  
Angst, vor ihren Entscheidungen

Angst, dass sie diese Entscheidungen treffen:  
Wut über Mut und  
Hals über Kopf  
9 Tote in London.  
Sie sagt  
Sie könne mit Menschen wie mir nicht reden  
Ich sage auch  
Ich kann mit Menschen wie ihr nicht reden  
22 Tote in Manchester.  
Wir beide  
haben Angst  
Wir beide  
bauen weiter, gießen den Beton  
38 Tote in Brüssel.  
Sie sagt  
Die Politik sei jetzt gefragt  
Ich sage auch  
Die Politik ist jetzt gefragt  
5 Tote in Stockholm.  
Sie zweifelt  
An den Grenzen  
Wer sie übertritt und wer das darf  
Ich zweifle auch  
An den Grenzen  
Was sie bedeuten und warum wir sie brauchen  
1 Toter in Hamburg.  
Wir beide  
haben Angst  
Wir beide  
bauen weiter, gießen den Beton  
Wir beide  
hören nicht auf, Mauer um Mauer zu bauen  
anstatt uns endlich in die Augen zu schauen  
12 Tote in Berlin.

Sie fängt an zu weinen, weil  
Der Nikolaus nicht mehr in den Kindergarten kommt  
Ich fange an zu weinen, weil  
Marokkaner angeblich Diebe sind  
Sie weint, weil  
Sebastian in der Schule jetzt neben Süleyman sitzt  
Ich weine, weil  
Nächstenliebe plötzlich Österreicherliebe heißt  
Bald Tote in Wien?  
Wir beide  
haben Angst  
Angst, dass Mauern nie mehr fallen  
Angst, dass Menschen Fäuste ballen  
Angst, recht zu haben, wenn wir sagen:  
Grenzen auf, Grenzen dicht  
Rosa Wunder gibt es nicht.  
Auch nicht in anderen Farben.

# *Perpetuitas finita*

URSULA ZAISER

„Bitte“, flüsterte der Mensch, der Atem rau, der Herzschlag schwach.  
„Gib mir nur noch ein bisschen mehr von dir. Damit ich es richten kann. Ich will alles wieder gutmachen, ich versprech's. Gib mir nur ein bisschen mehr.“

„Habe ich das nicht immer?“ Sanft war die Stimme, so anders als die Worte, die sie sprach. „Habe ich dir nicht immer noch ein wenig mehr gegeben? Ja, das habe ich. Nur hast du es nie bemerkt. Du hast es als selbstverständlich erachtet. Hast es nicht zu würdigen gewusst. Egal wie viel ich dir überlassen habe, es war dir immer zu wenig, hat dir nicht ein einziges Mal gereicht. Dabei war ich so lange bei dir, dein ganzes Leben lang. Vor deiner Geburt habe ich dich erwartet, habe beobachtet, wie du gewachsen bist, mehrmals fast starbst, aber irgendwann doch groß und stark und schön geworden bist. Für eine Weile hattest du auch Klugheit in dir.“

Die Stimme wurde leiser, langend streckte der Mensch die Hand nach ihr aus.

„Bitte, geh nicht! Verlass mich nicht!“ Der Mensch schrie. Die Stimme wisperte.

„Du warst so schlau, so unfassbar clever. Egal, vor welche Aufgabe du gestellt wurdest, du hast das Problem auf eine Weise gelöst, wie niemand es erwartet hätte. Du hast meine Gaben zu schätzen gewusst, hast gebetet und gedankt. Immer. Bis deine Klugheit in Torheit umschlug. Und du mit einem Mal nicht genug bekommen konntest. Plötzlich hast du mehr verlangt, deine Genügsamkeit wurde zu Gier, deine Milde zu Geiz. Du hast begonnen, mich einzuteilen, mich zu verfluchen, weil ich einmal nicht verging und dann wieder viel zu schnell für dich lief. Aber ich hatte meinen Schritt nie beschleunigt, war immer im gleichen Tempo unterwegs, habe dir immer gleich viel gegeben.“

So sehr wollte ich dich glücklich sehen, der Grund dafür sein, dass du glücklich bist, aber wie sollte ich aus meiner Haut, ich war seit Ewigkeiten immer gleich und mit einem Schlag war ich nicht mehr gut genug für dich. Habe deine Ansprüche nicht mehr erfüllt.“

„Aber das ist nicht wahr!“, rief der Mensch, und der Schrei brachte ihn zum Husten. Samtrottes Blut lief über sein Kinn wie ein Bächlein des Lebens. Schimmernd tropfte es auf sein Bett. Es war verschmutzt von Asche und zersplitterter Erde. „Du warst doch immer da für mich und ich habe es gewusst, hörst du, ich habe es doch gewusst! Ich hab es dir nur nie gezeigt, weil ich so dumm war! Du hast recht, ich war so dumm, habe es nie geschafft, weil anderes so wichtig schien ...“

„Im Laufe der Zeit hast du es perfektioniert, dich zu rechtfertigen. Mittlerweile bist du Meister darin geworden. Jeden könntest du täuschen. Selbst mich. Wie gerne wäre ich blind für deine Blindheit.“

Mit jedem Wort, das sie sprach, wurde die Stimme erstickter. Verlor an Kraft.

„Du hast mich nie so akzeptiert, wie ich war, wolltest wissen, wie ich irgendwann aussehen werde, und dann wieder, wie ich früher war, weil „früher“ schon längst aus deinem Gedächtnis verschwunden war. Du wolltest mich verändern, die Geschichte neu schreiben, in der Hoffnung, dadurch zu verbessern, dabei hättest du es nur schlimmer gemacht. Jeden Tag und jede Nacht hast du dir ausgemalt, was du in Zukunft schaffen würdest, und hast dabei keinen einzigen deiner freien Momente ganz im Einklang mit mir verbracht. Als Kind hast du es so oft getan, aber dann war plötzlich Schluss damit. So selten hast du das genossen, was du schon besaßest, beinahe nie. Wann hast du je im Jetzt gelebt? Wann hast du dich fallen lassen? Du hast dich gefragt, warum du keine Luft bekommst, fragst es dich jetzt. Und vor lauter Fragen hast du vergessen, wann du tatsächlich atmen kannst. Selbst wenn du es für ein paar Augenblicke wusstest, hast du nicht versucht, diesen Zustand zu erlangen. Hast den Schmerz in deiner Brust ignoriert so lange ignoriert, bis du ihn gar nicht mehr wahrgenommen hast.“

„Sag so was nicht, bitte! Ich konnte nicht anders, wie hätte ich denn sonst weitermachen sollen? Da war so viel Leere in mir, ich habe mich selbst aufgefressen! Bitte, lass mich jetzt nicht im Stich! Ich brauche dich doch!“

Dem Menschen liefen Tränen über das fahle Gesicht. Eines der wenigen Körperteile, das noch echt war. Wie viel von sich er durch Technik ersetzt hatte. Wie hoch er geklettert war, nur um zu fallen.

„So war es nie, das weißt du. Du sagst, du brauchst mich, und damit liegst du richtig. Doch du hast es nie verstanden. Wenn deine Gedanken angefangen haben zu rotieren und sich doch nicht vom Fleck bewegten, hast du nicht begriffen, warum. Du bist wie ein Drogenabhängiger, der seine eigene Krankheit nicht sieht, nicht erkennt, dass er sich selbst mit jeder Sekunde, in der er die Realität mit Ablenkung bekämpft, selbst zerfleischt. Ja, ich könnte dir noch eine Chance geben. Aber ich kenne dich zu gut. Ich weiß, dass du sie nicht nutzen würdest. Du magst gelernt haben, mich zu messen, doch durchschaust hast du mich nie, ganz egal wie sehr du es versucht hast. Erst jetzt, wo du siehst, dass ich dir ausgehe, begreifst du, wie sehr du von mir abhängst.“

Das rot schillernde Blut des Menschen auf seinem Bett war getrocknet als mattes Braun. Fügte sich perfekt ein in den Schmutz, der das Laken besetzte. In seinen Augen glitzerte noch immer das Funkeln, das dort von Anfang an gesprüht hatte, schon im Moment seiner Geburt. Doch nun war es geschwächt. Ausgezehrt und leer. Und gleichzeitig ein letztes Aufbegehren. Das Funkeln flehte.

„Bitte“, hauchte er noch einmal. „Lass mich nicht allein. Du kannst mich doch hier nicht einfach liegen lassen. Empfindest du nicht so etwas wie Liebe für mich? Hast du das nicht die ganze Zeit über gesagt?“ Erst als das Wort schon lange über seine Lippen gekommen war, begriff der Mensch, dass er in die Falle getappt war.

„Das mag schon sein.“ Wie eine sanfte Brise wehte die Stimme über den Menschen hinweg, leicht, wie die Luft es einst gewesen war. Bevor sie beim Atmen in den Lungen zu schmerzen begonnen hatte wie feurige Glut.

„Doch das ändert nichts. Mich gibt es schon sehr viel länger als dich. Ich habe keinen Anfang, kein Ende. Wenn die Unendlichkeit dir nicht genügt hat, wie sollen dir dann die paar Wimpernschläge reichen, die ich dir noch verschaffen könnte, bevor du dich endgültig zu deinem eigenen Verderben machst?“

Zum letzten Mal strich die Zeit der Menschheit auf ihrem Sterbebett über die Wange. Dabei war sie sanft und liebevoll, wie nur etwas Unendliches es sein kann. Denn nur die Unendlichkeit kennt Milde.

„Du hast mich nicht genutzt. Dabei hättest du jede Chance dazu gehabt.“

Und die Zeit ließ den Menschen auf seinem Sterbebett zurück, das ebenfalls gerade starb. So würde zumindest keiner der beiden dabei einsam sein.

# Porzellanpuppe

ASAL RAHMANY

Rouge auf meinen Wangen. Rosarot gefärbte Lippen und leicht goldsilber Lidschatten. Ist das das Gesicht einer Porzellanpuppe oder doch meines?

Ich sehe aus, als gehöre ich nicht ganz hierher. Solch derart auffallende Farben, das ist keine Gewöhnlichkeit, es ist eine Leichtsinnigkeit. Meine Mutter sollte mir schimpfend hinterherjagen, mein Vater sollte mich bei diesem Anblick in mein Zimmer einsperren. Sie sollten mich dafür bestrafen, mich anschreien, mir sagen, was für eine Schande ich doch bin. Doch sie tun beide nichts dergleichen. Nein, dieses Mal meinen sie, ist eine Ausnahmesituation. Und ich, ich bin viel zu beschäftigt damit zu bemerken, welche schöne volle Lippen ich habe, um zu hinterfragen.

Mit einer Zärtlichkeit, einer Spur Zuneigung, die sie immer hinter ihre Ernsthaftigkeit versteckt, lackiert Mutter meine Nägel. Sie schmiert meine Hände mit einer Creme ein und betont, es sei wichtig für eine Frau, stets sanfte, warme Hände und gepflegte Finger zu haben. „Achte darauf, bei Hausarbeiten immer auf sie zu achten.“ Sie kämmt meine Haare und verharrt in ihrer Stille, während ich vor meinen Gedanken flüchte. Sie werden mich doch nur daran erinnern, dass die Porzellanpuppen mit lockigen Haaren viel entzückender aussehen als die mit blattglatten Strähnen wie meine.

Nun betrachte ich mich im Spiegel, ein Kleid von solcher Länge, von solch heller, weißstrahlender Farbe habe ich noch nie getragen. Ich sehe deutlich älter als meine 15 Jahre aus, doch meine Augen, unter all der Schminke und dem Schmuck, unter meinem geübten Lächeln, sind immer noch die Augen eines Mädchens, das die Gesetze des Lebens nicht wahrhaben will.

Jung, schön, gesund und vor allem aber Jungfrau. Ich rieche nach Frühling, frischen Früchten und Sonnenlicht. Das Traurige an Porzellanpuppen ist, dass sie hinter Glasvitrinen aufgestellt und verkauft werden. Wie ich.

Gegenüber steht ein fremder Mann, 20 Jahre älter, ein Tuch um seinen Kopf gebunden. Angezogen in cremefarbenem Peran-Tumban, schaut er mich wartend an. Eine bestimmte Furcht strahlt seine Haltung aus, obwohl er leicht grinst. Ob seine Hände richtig auf Porzellanpuppen aufpassen können? Sie wirken einschüchternd groß. Ich halte an, ich möchte nicht näher. Was wird aus mir? Was wird aus all der Hoffnung, die mich jede Nacht träumen ließ? Ich will niemandem gehören. Kann mich jemand hier rausholen? Ich will wohin, wo ich ungestört weinen kann.

Bevor ich mich umdrehen kann, flüstert sie mir zu: „Nein, es geht nicht anders. Geh, bitte.“ Es ist keine Anweisung. Sie fleht mich an, und ich höre alles, was Mutter nicht sagen kann. Geh, bitte, wir haben keine Wahl. Geh, bitte, mache es nicht schwerer. Geh, bitte, dein Vater und ich können nichts tun. Geh, bitte, sei stark.

Manchmal denke ich, Mädchen wie ich sind wie kleine Babymeereschildkröten. Verlassen von jeglichem Schutz, auf uns gestellt, schon von Anfang an. Bis wir das Meer erreichen, krabbeln und kämpfen wir, jeden Moment könnten wir auf diesem Weg aufgeben, sterben. Vielleicht habe ich nun das Ziel erreicht. Vielleicht bin aber auch noch immer am Finden, am Kämpfen. Doch egal, wo ich bin, weder mein Anfang noch mein Endpunkt versprechen mir Sicherheit. Ob am freien Land oder verloren in der Tiefe des Meeres.

Verheiratet. Nun habe ich einen Ehemann. Hausfrau in jungen Jahren. Verschlossen vor der Welt.

Wer hätte gedacht, dass ich der Leblosigkeit einer Porzellanpuppe auch ähneln mag?

# How to make Zukunftszauber

NINA KRAMMER

Zutaten für 1 Portion:

- 500 g Optimismus
- 1 Pkg. Weltfrieden
- 250 g Antidepressiva
- 7,9 Mrd. Menschen
- 1 TL Trinkwasser für alle
- 1 Prise technischer Fortschritt
- 2 Prisen medizinischer Fortschritt
- 550 g Rohstoffe
- 180 g Freundlichkeit
- 2 dag positive Energie

Benötigte Küchenutensilien:

- 1 Mixer, 1 Löffel, 1 kleiner Löffel, 1 Schüssel mit Durchmesser 12.742 Kilometer, 1 kleine Schüssel mit Durchmesser 3474,8 Kilometer, gegebenenfalls 1 Sieb, 1 Backform wo alles reinpasst, 1 Backpinsel

Sonstige benötigte Dinge:

- 1 Kühlschrank, 1 Backofen, 1 Küche

Zeit:

- 42 min. Gesamtzeit
- 20 min. Zubereitungszeit
- 22 min. Koch- und Ruhezeit

Zubereitung:

1. Zuerst muss der Backofen (auch Backrohr genannt) auf 6000 Grad Links-rechts-Hitze vorgeheizt werden. In der Zwischenzeit werden die 500 g Optimismus mit den 180 g Freundlichkeit vermengt. Beim Optimismus kann man je nachdem, wie optimistisch man ist, auch mehr nehmen. Gut verrühren. Nun die Menschen hinzufügen.

Hierbei die intelligenten von den nicht so intelligenten trennen, die intelligenten nun zu Schnee schlagen und in dem Optimismus-Freundlichkeitsmix unterheben. Die nicht so intelligenten können mit gutem Gewissen entsorgt werden.

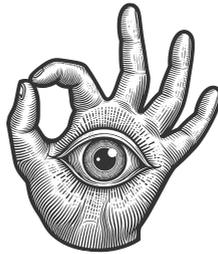
2. In die kleine Schüssel das Trinkwasser mit dem Weltfrieden vermischen. So lange mit dem Löffel rühren, bis es schaumig wird. Dann 550 g Rohstoffe hinzufügen. Hierbei lieber etwas zu viel als zu wenig nehmen. Menschen neigen dazu viele Rohstoffe zu verbrauchen. Dieses Gemisch mit dem Optimismus-Freundlichkeits-Intelligente Menschenmix zusammenschütten. Das Ganze mixen.
3. Während dem Mixen auf niedriger Stufe Antidepressiva hinzufügen. Schön langsam. Nicht zu hastig.
4. Weiter mixen. Nicht aufhören.
5. Aufhören zu mixen. Mixer weglegen.
6. 1 Prise technischer und 2 Prisen medizinischer Fortschritt hinzufügen. Backform mit positiver Energie austreichen, damit nichts kleben bleibt.
7. Das Ganze 2 Minuten lang im Ofen backen (nicht vergessen, den Ofen wieder auszuschalten – Energiesparen!!!).
8. 2 Minuten warten.
9. Nach dem Backen den Mix 20 Minuten in den Kühlschrank stellen damit er/sie schön gekühlt wird und der Klimawandel ihm/ihr nichts mehr anhaben kann.
10. 20 Minuten warten.
11. Voila, Ihre Portion Zukunftszauber ist fertig.  
Bei Bedarf noch ein paar Bitcoins drüberstreuen.

Gutes Gelingen.



# TEXTE

*Preis für junge Literatur*



## *Augenblicke*

Die Beiträge junger Autorinnen und Autoren  
zu Grenzen, Gewalt und Integration  
stammen aus der Feder von:

Julia Lückl

Penelope Duran

Antonia Hotter

Dilara Kale

Patrick Green

Ursula Zaiser

Inas Hamad

Susanne Pogacar

Asal Rahmany

Anna Bauer

Nina Krammer

Mit Unterstützung von:

ZukunftsFonds  
der Republik Österreich

Österreichische  
Nationalbibliothek  
Literaturmuseum

[www.texte.wien](http://www.texte.wien)